

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Band: 46 (1975)

Artikel: Fünfzehn Jahre Galerie Rathausgasse : Josef Raeber zum Fünfzigsten
Autor: Däster, Uli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FÜNFZEHN JAHRE GALERIE RATHAUSGASSE

Josef Raeber zum Fünfzigsten

VON ULI DÄSTER

Im Sommer 1960 hat Josef Raeber im Alten Amtshaus seine Galerie Rathausgasse eröffnet und damit in den letzten 15 Jahren Wesentliches zum kulturellen Leben in Lenzburg beigetragen – Grund genug, ihm, der doch mit Leib und Seele Murianer ist und der sich, wie es sich für einen Freiämter gehört, von einer leisen, aber beständigen Sehnsucht nach Luzern hingezogen fühlt, doch einmal in den «Lenzburger Neujahrsblättern» einen Ehrenplatz zuzuweisen. Es ist ja nicht anzunehmen, daß er sich auf diesem Platz ausruhen wird. Er wird weitere Ideen haben, und er wird weiterhin als der Praktiker und talentierte Organisator dafür besorgt sein, daß sich diese Ideen auch verwirklichen lassen.

Als er 1960 in jenem Haus an der Rathausgasse, dessen offenes Säulenentrée Eleganz mit Solidität verbindet, seine Galerie einrichtete, hat er wohl die zentrale Lage Lenzburgs, die Vorzüge der Kleinstadtambiance und das der Kunst hier nicht gerade feindliche Pflaster (immerhin gab es ja schon diese legendären Künstlereinladungen) richtig eingeschätzt. Aber es war doch ein Wagnis: der erste Versuch einer privaten Galerie im Aargau, noch bevor die offensichtliche Kauffreudigkeit des Publikums landauf landab die Galerien nur so hervorsprießen ließ. Vielleicht hat ihn gerade auch das Risiko gereizt. Vor allem jedoch war er überzeugt von der Richtigkeit und der Notwendigkeit seines Unternehmens. Die Kunst braucht solche Vermittler. Der Erfolg hat ihm recht gegeben – aber der war ja weitgehend auch wieder seiner Persönlichkeit zu verdanken. Denn Freude an der Kunst und ein sicheres Urteil sind zwar wichtige Voraussetzungen für einen Galerieleiter, und Josef Raeber verfügt über beides. Aber das genügt nicht. Es braucht dazu auch die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen – und Künstler wie Kunden sind häufig nicht die einfachsten unter ihnen! –, es braucht die Gewandtheit des Geschäftsmannes. Die Kunst soll ja auch verkauft werden. Daß sich all diese Eigenschaften in einer Person vereinigen, dürfte nicht allzu häufig sein. Daß es bei Josef Raeber der Fall ist, hat bewirkt, daß seine Galerie weit über die Kantonsgrenzen hinaus einen guten Namen hat.

1967 konnte er es sich leisten, seinen angestammten Beruf aufzugeben. Seither ist er sozusagen der Kulturinitiant vom Dienst. Zu sagen, daß sich der Spenglermeister in den «Ruhestand» zurückgezogen habe, wäre jedenfalls maßlos untertrieben. Was er sucht, ist das Neue, und wo er

einmal Neuland gerodet hat, überläßt er das Feld nicht ungern andern. Als das Galeriewesen im Aargau blühte (um nicht zu sagen: wucherte), hat er seine eigene Ausstellungstätigkeit zwar nicht aufgegeben – das wäre ein Verlust –, aber doch gedrosselt. Dafür ist er am Projekt für ein kantonales historisches Museum auf Schloß Lenzburg beteiligt; dafür hat er in Muri den Klosterschatz wieder zusammengetragen und das Klostermuseum ins Leben gerufen; dafür ist er einer der geistigen Väter einer aargauischen Musikakademie in Lenzburg (die allerdings noch nicht geboren ist, da es hiezu dem sonst so hochschulseligen Kanton an Geld fehlt). Denn neben der bildenden Kunst pflegt er nicht weniger die Musik – auch ausübend, als Tenor! Und so hat er als einer der ersten erkannt, daß es jammerschade und eine städtebauliche Sünde wäre, den alten Gemeindesaal abzureißen, und daß man statt dessen besser die vorzügliche Akustik dieses Bauwerks nutzen würde.

Doch zurück zur Galerie Rathausgasse: Worin besteht denn ihr Name? Welcherart ist das Bild, das man sich von ihr macht und das – gerade weil es charakteristisch ist – wohl auch auf ihren Leiter paßt? Auf eine einzelne Kunstrichtung läßt sich Josef Raeber gewiß nicht festlegen (möglich, daß er eine kleine Vorliebe für die Poesie des Surrealen und des Naiven hat; aber er läßt sie nur ab und zu spürbar werden). Was als Konstante durch so gut wie alle seiner Ausstellungen durchgeht, ist Qualität, und zwar in traditionellem Sinn. Das, worauf es ihm ankommt, ist Malerei – *peinture* –, nicht weltanschaulicher Tiefsinn, dargestellt mit dem Werkzeug des Malers, nicht das Experiment, nicht das Happening, nicht das Unfertige: Kunst, weniger als Prozeß denn als Vollendete, weniger als intellektuelles denn als ästhetisches Phänomen. Manchmal hat man es vielleicht bedauert, daß so wenig Zeichnerisches, Skizzenhaftes, auch selten Graphik bei ihm gezeigt wird. Aber das ist als seine Entscheidung zu respektieren: es ist möglicherweise der ehemalige Handwerker in ihm, der sich nicht auf das Vorläufige einlassen will, sondern auf – ich habe das Begriffspaar schon einmal gebraucht – Solidität und Eleganz. Beides keineswegs in einem nur äußerlichen, gar hausbackenen Sinn, sondern als Variante jener Verbindung von Spiel und Gesetz, wie sie der großen Kunst immer eigen gewesen ist und wie sie auch heute nichts von ihrer Aktualität verloren hat.

Der Spielraum, der Raeber innerhalb dieser selbstgesetzten Grenzen offensteht, ist erstaunlich groß. Den Vorwurf der Eintönigkeit innerhalb eines Jahresprogrammes hätte man nie erheben können. Der Unternehmungslustige sucht auch für die Galerie immer wieder Neues, und wenn im Lauf der Jahre bereits bekannte Namen wieder auftauchen, so doch jedesmal mit neuen Wesenszügen.

Ende 1973 hat Josef Raeber seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Er hat dem Ereignis auch in seiner Galerie einen Akzent gesetzt durch

etwas Neues: durch seine eigene Malerei. Oder ist es umgekehrt: hat er das «Jubiläum» gebraucht, um, leicht verschämt, das Zurschaustellen eigener Werke zu rechtfertigen? Wer die Ausstellung gesehen hat, weiß, daß eine solche Rechtfertigung nicht nötig gewesen wäre. Denn dieser quasi mit allen Wassern der Kunst gewaschene Mann hat sich gerade dadurch überhaupt nicht beirren lassen. Dieser langjährige Galerist hat trotz seinem täglichen Umgang mit Bildern von niemandem geborgt – oder dann von so vielen, daß die Synthese doch wieder etwas völlig Eigenes ergibt. Und so lernen wir Josef Raeber durch seine Malerei noch einmal kennen.

Wie malt er denn? Er hat sich offenbar den kindlich unbeschwerten Blick auf die Welt der Erscheinungen bewahrt, und er vermag das Gesehene in ebenso naiv unmittelbarer Art wiederzugeben. Bald kräftig, bald eher verhalten, aber doch spontan trägt er die dünnen, oft unvermischten Farben auf die weiße Grundierung auf. Seine Bilder wirken daher zuerst und vor allem malerisch, während die Zeichnung eher vage bleibt. Die Konturen werden nicht durch das scharfe Aneinandergrenzen zweier Flächen oder durch Linien gebildet, sondern meist durch eine lockere Zone, in der auch das Weiß des Grundes hervortritt. Das führt in einzelnen Bildern zu einer Art Flimmern, zu einem Verwischen der Umrisse (er selbst sagt voller Ironie, er «lisme» seine Bilder). Das wirkt dort besonders sinnvoll, wo der Eindruck von Bewegung vom Motiv her gefordert ist: beim Karussell, beim Gestänge des Riesenrads im Wiener Prater.

Damit ist auch Raebers Thematik angedeutet. Das Festliche in der weitesten Bedeutung des Wortes, weltlich wie geistlich, steht im Zentrum. In diesem Sinne ist Raeber tatsächlich ein «Sonntags»-Maler. Ob es sich um den Ausschnitt aus einem dichtbesetzten Vierwaldstätterseedampfer in sonnigem Weiß-Blau handle, um Springkonkurrenz, Dorfchilbi, Budenstadt, kaltes Buffet und Gartenparty, um das lebhaftes Treiben im Schwimmbad oder um die Buntheit einer Zirkusvorstellung – immer ist in diesen Bildern die erhöhte Gegenwart festlichen Lebens. Das gilt erst recht für die Sinnlichkeit des katholischen Gottesdienstes, die den Maler zu figurenreichen, farbenprächtigen und mit Licht erfüllten Bildern angeregt hat: Fronleichnamsprozession, Christmette, Pontifikalamt. Hier wird klar ausgesprochen, was wir vor andern Bildern assoziativ vermutet haben: Josef Raebers enge Beziehung zum Barock, dieser möglichst alle Sinne orchestral ansprechenden Kunst. Die Nähe seines Wohnsitzes zum Kloster Muri mag symbolisch sein dafür. Es gibt da – in einem «Oratorium» betitelten Bild – den Blick ins Innere der Klosterkirche, in die Licht- und Farbfülle – und in die mitzudenkende Klangfülle. Es ist, als lebe in Raebers Bildern, dank der naiven Fabulierfreude, ein volkstümlicher Freiamter Barock ungebrochen fort.

Daß solche Festlichkeit auch durchaus Raebersche Lebenswirklichkeit ist (wenn auch natürlich nicht die einzige), das beweisen die Vernissagen in der Galerie Rathausgasse so gut wie die gelegentlich daran anschließenden kulinarischen Sinnesgenüsse. So sind runder Geburtstag und Galeriejubiläum ganz besonders geeignete Gelegenheiten, von diesem Josef Raeber zu berichten. Zu beidem wollen wir ihm auch hier Glück wünschen.

ALS FARMER IN OSTAFRIKA

EIN BERICHT VON RENÉ DANIEL HALLER

Teiche voller Fische, umstanden von Kolbenrohr, in dem Webervögel kunstvolle Nester flechten; im klaren Wasser spiegeln sich hohe, dunkle Bäume, bewegungslos stehen Reiher im Rohr. Dies in einem Wäldchen von 12 000 Bäumen, welches von über 60 Vogelarten besucht wird, und in dem auch schon die ersten Antilopen Unterschlupf gefunden haben. Dahinter qualmen prosaisch die Schornsteine einer Zementfabrik, fast verdeckt von den über 10 m hohen Bäumen. – Vor drei Jahren war all dies eine öde, trostlose, lebensfeindliche Steinbruchwüste. Dieses neu geschaffene Habitat ist ein kleiner, aber viel beachteter Teil meiner jetzigen Arbeit in den Tropen.

Daß es schon über 18 Jahre her sein soll, seit ich aus meinem geliebten Städtchen Lenzburg in den schwarzen Erdteil ausgewandert bin, ist kaum zu glauben. Noch heute ist mein Leben hier wie damals in meiner Jugendzeit im Burghaldengarten, auf dem Schloß, im Fünfweihertal und im Bergwald ein begeisterndes Abenteuer. Vor 15 Jahren habe ich hier in Bamburi bei Mombasa, aus Tanganyika kommend, mit meiner Arbeit begonnen. Eigentlich wollte ich nur zwei Jahre an der Küste bleiben, da ich mir nicht vorstellen konnte, daß es ein begeisternderes Land geben könnte als Tanganyika, in dem ich meine ersten Lehr- und Wanderjahre verbrachte, und zu dessen Landschaft und Bewohnern ich eine starke Beziehung gewonnen hatte.

Die ersten Wochen an der Küste waren hart. Es war Mitte März, die heißeste Zeit des Jahres, kurz bevor der große Regen anfängt. Die Sonne kam jeden Morgen um 6 Uhr riesengroß und blutrot aus dem Meer, und